



Leseprobe aus

Dragt, Das Geheimnis des siebten Weges

ISBN 978-3-407-78063-8

© 1989 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78063-8>

# 1

## *Franz bekommt einen geheimnisvollen Brief*

*Und damit beginnt die ganze Geschichte*    NUMMER EINS

Es war drückend heiß, obwohl die Fenster und auch die Tür zum Gang offen standen. Die Kinder waren eine Stunde lang mäuschenstill gewesen; wahrscheinlich war eher die Hitze daran schuld als die Moralpredigt, die der Lehrer ihnen zu Beginn des Nachmittagsunterrichts gehalten hatte. Jetzt waren sie fast alle mit dem langen Text fertig, den sie aus der Grammatik hatten abschreiben müssen. Die Ruhe begann allmählich zu schwinden – man hörte Flüstern, Hüsteln, unterdrücktes Gekicher, das Scharren von Füßen, das Knarren der Bänke und Papiergeraschel.

Franz van der Steg, der an seinem Tisch auf dem Podium saß, schaute verstört auf. Sein strenger Blick machte jedoch wenig Eindruck – vielleicht lag das auch daran, dass seine Brille bis auf die Nasenspitze heruntergerutscht war. Er sagte aber nichts; er hatte einfach keine Lust dazu.

Im ersten Schuljahr, am Ende des Ganges, wurde gerade gesungen.

*»Habt ihr schon gehört  
von dem Sieben-, dem Sieben-  
Habt ihr schon gehört von dem Siebensprung?  
Man sagt, dass ich nicht tanzen kann;*

*Ich kann tanzen wie ein Edelmann!*  
*Nummer eins ...«*

»Also, *ich* könnte zu diesem Tempo jedenfalls nicht tanzen«, sagte er laut vor sich hin. »In der Zeit, in der sie bei Nummer sieben angelangt sind, habe ich längst bis hundert gezählt. Das klingt ja wie Leierkastemusik!«

Die Unruhe unter seinen Schülern breitete sich weiter aus; bevor sie jedoch in Lärm ausartete, machte er ihr ein Ende, indem er laut mit der Faust auf den Tisch schlug.

Fünfundzwanzig Augenpaare blickten ihn an. Franz tat so, als ob er mit dem Nachsehen der Hefte fortfahren würde, die vor ihm lagen. Er starrte auf den roten Strich, den er unter den Titel von Mariannes Aufsatz gemalt hatte – *Der geheime Schads* –, und überlegte verzweifelt, warum er sich eigentlich solche Mühe gab, seinen Schülern die Rechtschreibung beizubringen. Er warf einen Blick auf seine Uhr und hörte die Stimme von Martin, der in fragendem Ton »Herr Lehrer?« sagte.

Franz van der Steg schaute erneut auf. Er hatte sich noch nicht ganz daran gewöhnt, »Herr Lehrer« genannt zu werden. Er unterrichtete erst seit kurzem in diesem Dorf und in der Stadt war er einfach der Herr van der Steg gewesen.

Von neuem begann es zu rumoren. Die Kinder merkten, dass der Lehrer nicht mehr böse war, und außerdem ...

»Es ist fünf vor halb vier«, sagte Martin.

Fünf vor halb vier – das war die Zeit zum Aufräumen und damit wurde keine einzige Klasse so schnell fertig wie die fünfte. Das war nun schon so seit dem ersten Schultag nach den großen Ferien. Damals war es um fünf vor halb vier ganz besonders laut geworden, aber das hatte nicht lange gedauert. Kees, einer von den wildesten Jungen, hatte eine große Schachtel Buntstifte auf den Boden fallen lassen – angeblich ohne Absicht –, zum heimlichen Vergnügen seiner Klassenkameraden.

Lehrer van der Steg hatte den Kopf geschüttelt und mit ernster Miene gesagt: »Kees, Kees, du meinst wahrscheinlich, das ist doch nicht so schlimm und die Stifte sind schnell wieder aufgesammelt – aber ich habe am eigenen Leibe erfahren, welch schreckliche Folgen eine solche Ungeschicklichkeit haben kann. Einer meiner Freunde hat einmal dasselbe gemacht; nur waren es damals keine Buntstifte, die er fallen ließ, sondern zwei Hände voll Lanzen und Speere.«

Kees hatte den Lehrer dumm angeschaut; aber Martin, der immer schon losredete, bevor er gefragt wurde, hatte in die Klasse gekräht: »Was, Lanzen und Speere? Wieso?«

»Lanzen und Speere«, hatte der Lehrer wiederholt, »und zwar mit Eisenspitzen, die nicht so schnell abbrechen wie Bleistiftspitzen. Das machte natürlich einen Riesenlärm! Und das ausgerechnet damals, als wir mitten in der Nacht durch das Schloss schlichen ...«

»Durch welches Schloss?«

»Das Schloss des Königs von Torelore. Wir waren dort eingeschlossen wie Ratten in einer Falle. Unter

größten Schwierigkeiten hatten wir die Speere aus dem Waffensaal gestohlen. Und da ließ dieser Dummkopf sie auf den Boden prasseln! Natürlich wurde das ganze Schloss wach: der König von Torelore, die Königin von Torelore und alle Kriegsleute mit ihren Krummsäbeln. Und damit begann der Zirkus erst richtig ...«

In der Klasse war es mäuschenstill geworden, während der Lehrer weitererzählte. Erst nachdem es schon geschellt hatte, platzten die Kinder mit ihren Fragen heraus: »Und dann? Was passierte dann?«

Der Lehrer konnte sie doch nicht nach Hause schicken, ehe sie erfahren hatten, wie er es fertig gebracht hatte, aus dem tiefsten Kerker des königlichen Schlosses zu fliehen – obwohl er mit Stricken gefesselt und von einem hungrigen Löwen bewacht worden war. Franz van der Steg hatte jedoch nur ganz trocken bemerkt, dass Kees die Buntstifte noch aufheben müsse; dann hatte er sie heimgeschickt und ihnen versprochen, ein andermal weiterzuerzählen.

Das hatte er auch getan. Er stand nun seit drei Wochen vor der fünften Klasse und an jedem Unterrichtstag hatte er erzählt. Er tat es während des Aufräumens, von fünf vor halb vier bis halb vier, und samstags viel länger – manchmal eine Dreiviertelstunde hintereinander.

Seine Schüler hatten dem Bericht über seine Abenteuer im Reich Torelore gelauscht und dann der Geschichte seiner Heimreise – komplett mit Schiffbruch und einer unbewohnten Insel. Sie wussten inzwischen alles über seinen Aufenthalt in einem finsternen Schloss, in

dem es spukte, und über seinen Kampf mit dem Schrecklichen Schneemenschen im Himalaya-Gebirge.

»Es ist natürlich nicht wirklich passiert«, sagte Martin ab und zu. »Sie denken sich das einfach nur so aus.«

Das war den anderen Kindern auch klar, aber ihr Interesse an den Abenteuern ihres Lehrers wurde dadurch keineswegs geringer. Vielleicht bestand er in ihrer Phantasie aus zwei Personen – die eine Person war ganz normal ihr Lehrer, Herr van der Steg; die andere dagegen eine Art Ritter ohne Furcht und Tadel, mit einem flamme rot Haarschopf – FRANZ DER ROTE, der es mit jedem aufnehmen konnte.

Jetzt aber war nur noch ein neues Abenteuer imstande, diesen drückend heißen Nachmittag zu retten. Gestern war Franz der Rote mit heiler Haut von einer Expedition in die Regenwälder von Urozawa zurückgekehrt – nun blieben ihm noch ein paar Minuten Zeit für den Anfang eines neuen Unternehmens.

Lehrer van der Steg rückte seine Brille zurecht, fuhr sich mit der Hand durchs Haar und schüttelte dann bedächtig den Kopf.

»Jungens«, sagte er (das sagte er immer, obwohl auch Mädchen in der Klasse waren), »ich bin müde.« Er wusste, dass er seine Schüler enttäuschte; aber er hätte in diesem Augenblick wirklich nicht gewusst, was er ihnen erzählen sollte. »Es hängt damit zusammen«, fuhr er fort, »dass ich noch warte ...«

»Auf was denn, Herr Lehrer?« (Von wem diese Frage stammte, ist wohl klar und muss nicht erst gesagt werden.)

»Auf einen Brief«, sagte der Lehrer. Es war die erste Antwort, die ihm einfiel. »Auf einen sehr wichtigen Brief«, fügte er hinzu. »Vielleicht kommt er heute Abend noch. Der Absender ist ... unbekannt und unbeliebt ... Und ich hoffe«, sagte er abschließend, »dass damit ein neues Abenteuer beginnt, mit einem geheimnisvollen und gefährlichen Auftrag.«

Damit mussten sie sich für heute zufrieden geben, fand er. Wenn die Hefte und Bücher eingesammelt waren, würde es sowieso Zeit sein. Er lehnte sich in seinem Armstuhl zurück, unterdrückte ein Gähnen und trällerte gedankenabwesend die Melodie mit, die die Kinder des ersten Schuljahres noch einmal sangen: das Lied vom Siebensprung.

Was für ein Wetter!, dachte Franz van der Steg, als er nach Hause radelte. Während der ganzen Ferien ist es nicht so heiß gewesen. Eigentlich hätte ich mit den Kindern an die frische Luft gehen sollen, anstatt böse auf sie zu sein, weil sie nicht ordentlich arbeiteten.

In dem Haus, in dem er ein möbliertes Zimmer bewohnte, saß seine Wirtin mit einer großen Kanne voll Tee im Wintergarten. »So, da bist du ja«, begrüßte sie ihn. »Du hast bestimmt Lust auf ein Tässchen Tee.«

»Und ob, Frau Backer!«, sagte er. »Sie wissen, was ein Mensch nach einem schweren Arbeitstag nötig hat. Soll ich die Gartenstühle aus dem Schuppen holen? Dann können wir draußen sitzen.«

»Ach nein, mach dir keine Mühe«, sagte seine Wirtin. »Gleich gibt es ein Gewitter und dann müssen wir alles wieder hineintragen.«

Franz öffnete schon den Mund, um ihr zu erklären, dass draußen strahlender Sonnenschein sei, aber da hörte er es in der Ferne donnern und so schwieg er.

»Wenn es erst einmal anfängt zu regnen, ist es mit dem Sommer vorbei«, sagte seine Wirtin.

Franz schaute hinaus und sah, dass sich dicke schwarze Wolken auf die Sonne zuschoben. Er seufzte.

»Möchtest du ein Stückchen Kuchen, Franz?«, fragte die Wirtin. Sie nannte ihn beim Vornamen, und das fand er gut so, denn sie war alt genug, um seine Mutter sein zu können.

Er sagte immer korrekt »Frau Backer« zu ihr; aber im Stillen nannte er sie »Tante Wilhelmine«. Er kannte ihren Vornamen und fand, dass der Titel »Tante« zu ihr passte. Sie war rotwangig, untersetzt und beherzt und sie kochte phantastisch.

»Ich bin heute Abend nicht da«, berichtete sie. »Die Nachbarn haben mich gefragt, ob ich zum Fernsehen herüberkommen möchte. Es soll ein schönes Theaterstück auf dem Programm stehen. Du kannst ruhig am großen Tisch im Esszimmer arbeiten, wenn du viel Papierkram hast.«

»Gerne, vielen Dank«, sagte Franz. Er setzte sich hin, rührte in seinem Tee und seufzte erneut. »Ich muss noch neunzehn Aufsätze nachsehen«, fügte er hinzu, »und fünfundzwanzig Diktate. Außerdem muss ich noch meine eigenen Hausaufgaben für morgen machen.«

»Das ist der größte Blödsinn, den ich je gehört habe! Lehrer haben Hausaufgaben aufzugeben und nicht zu machen.«



»Ich möchte aber weiterkommen«, sagte Franz, »und deshalb lerne ich eben für ein Zusatzexamen.«

Seine Wirtin sah ihn missbilligend an. »Sei doch zufrieden mit der Stelle, die du nun einmal hast! Mein Sohn wollte auch immer weiterkommen, und wohin hat ihn das gebracht? Auf die andere Hälfte des Erdballs! Jetzt steckt er in Australien – mein einziger Junge, der alles ist, was ich habe.«

»Aber er schreibt Ihnen doch sehr viele Briefe«, sagte Franz, um sie zu trösten, »und er schickt Ihnen Fotos von Ihren Enkelkindern.«

»Ja, das stimmt«, sagte sie. »Ich erwarte heute wieder einen Brief. Na ja, ein wenig ist immer noch besser als gar nichts. Der Briefträger ist heute spät dran.«

»Ich erwarte auch einen Brief«, sagte Franz lachend. »Sogar einen besonders wichtigen; das habe ich mir jedenfalls ausgedacht.«

»Hast du dir wieder was ausgedacht? Ich habe gehört, dass du den Kindern total den Kopf verdrehst, indem du ihnen die verrücktesten Geschichten erzählst. Pass nur auf, dass die Rollen nicht eines Tages vertauscht werden! Möchtest du noch eine Tasse Tee? Sieh nur, wie sich der Himmel zuzieht! Ich bin froh, dass ich heute Abend nur nach nebenan brauche; es gibt bestimmt ein schreckliches Gewitter.«

Frau Wilhelmine Backer behielt Recht: Abends nach dem Essen prasselte der Regen gegen die Scheiben. Franz saß am großen Tisch; er hatte all seine Schriftsachen auf der roten Plüschdecke ausgebreitet. Es stürmte

so stark, dass die Gardinen sich bewegten, obwohl die Fenster geschlossen waren. Überall im Haus knackte es, und manchmal schien es, als liefe jemand seufzend und stöhnend durch den Flur. Das war natürlich nur Einbildung, denn Franz war allein zu Hause. Er versuchte, sich ganz auf seine Arbeit zu konzentrieren, aber nach einer Weile erhob er sich. Er schob einen Vorhang zur Seite und schaute nach draußen. Ein Blitz blendete seine Augen und einen Augenblick später dröhnte ein gewaltiger Donnerschlag.

Hoffentlich hat es nirgendwo eingeschlagen, dachte er.

Unmittelbar danach klangen andere Geräusche durchs Haus – Fenster klirrten, Türen rappelten und sprangen auf.

»Was ist denn jetzt los?«, rief Franz und sauste in den Flur.

Ein Windstoß kam ihm entgegen; die Haustür war vom Sturm aufgedrückt worden. Die kupferne Laterne in der Diele schaukelte hin und her und auf den Wänden tanzten bizarre Schatten. Der Regen klatschte Franz ins Gesicht, während er sich bemühte, die Tür wieder zu schließen. Erst jetzt sah er, dass ein Brief auf der Fußbodenmatte lag. Er hob ihn auf; der Umschlag war feucht und die Schrift darauf fleckig. Trotzdem konnte er deutlich seinen eigenen Namen und seine Anschrift entziffern.

»Du liebe Zeit«, murmelte er vor sich hin, »jetzt wird aus meiner Phantasie Wirklichkeit – ein Brief für mich, einfach so hereingeweht.« Er sah nach, ob die anderen

Türen und Fenster gut verschlossen waren; dann ging er ins Zimmer zurück und machte, am großen Tisch sitzend, den Umschlag auf. Er las den Brief und starrte eine Weile erstaunt darauf nieder. Mit fester Handschrift geschrieben, stand dort:

*Dienstag, den 22. September*

*Sehr geehrter Herr van der Steg!*

*Bezug nehmend auf Ihr Schreiben vom 18. dieses Monats möchte ich gerne ein persönliches Gespräch mit Ihnen vereinbaren.*

*Da ich etwas abgelegen wohne, werde ich meinen Wagen schicken, um Sie abzuholen, und zwar am kommenden Freitag, den 25. September, pünktlich abends um halb acht Uhr.*

*Mit vorzüglicher Hochachtung*

Die Unterschrift war unlesbar; das Einzige, was Franz deutlich entziffern konnte, waren zwei große Gs und hinter jedem G ein r. *Gr... Gr...*

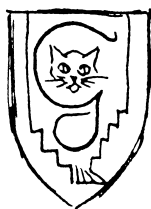
Aber das war nicht der Grund, weshalb er verwundert die Stirn kraus zog. Er war höchst erstaunt, weil er am achtzehnten gar keinen Brief geschrieben hatte.

Dann musste er plötzlich lachen. Das waren natürlich die Kinder, die ihm einen Streich gespielt hatten!

Andererseits: Wer von seinen Schülern konnte so schreiben? Das musste dann schon ein Vater, ein Onkel oder ein älterer Bruder getan haben.

Kenne ich jemand, der *Gr... Gr...* und so weiter heißt?, überlegte er. Nein, diesen Jemand gibt es nicht; die Unterschrift ist absichtlich so unlesbar gemacht worden.

Er betrachtete den Brief und anschließend den Umschlag sehr genau – beides war aus erlesenem Büttenpapier, mit einem kleinen Wappen in der Ecke, in dem er ebenfalls ein *G* entdeckte – ein *G* mit einem Katzenkopf darin.



Er legte beides beiseite und schlug ein Lehrbuch auf. Nach wenigen Minuten jedoch ertappte er sich dabei, dass seine Gedanken mit dem Brief beschäftigt waren. »So ein Unsinn«, ermahnte er sich selbst. »Ein Streich meiner Schüler, sonst nichts. Morgen werde ich allerdings etwas unternehmen müssen, denn schließlich erfinde ich meine Abenteuer und sie sollen gefälligst ihre Finger davon lassen. *Bezug nehmend auf Ihr Schreiben vom 18. ...* Wie sind sie nur darauf gekommen? Welchen Tag haben wir heute? Donnerstag, den 24. Auf dem Brief steht das Datum von vorgestern ... Sie hätten bes-

ser den *1. April* geschrieben! Natürlich ist keine Briefmarke ... o ja, es klebt *doch* eine Briefmarke auf dem Umschlag ...«

Er sah sich den Umschlag noch einmal an und wunderte sich von neuem. Die Briefmarke war in Langelaan abgestempelt – einem Dorf, das in der Nachbarschaft lag –, und zwar am 23. September!

»Wie ist das nur möglich ...«, murmelte er. »Das war gestern und ich habe ihnen doch erst heute etwas von einem Brief erzählt. Sie müssen den Stempel gefälscht haben, aber so raffiniert sind sie doch eigentlich nicht ... Und wie sollten sie das auch gemacht haben? Der Umschlag ist zwar fleckig, aber er sieht nicht so aus, als ob jemand daran herumgefummelt hätte.«

Er nahm seine Brille ab und putzte nachdenklich die Gläser blank. Wie stark es draußen regnete und wie laut der Wind heulte!

»Das ist ein hübscher Beginn für eine Gespenstergeschichte«, sagte er spöttisch zu sich selbst. »Ein Brief, der zu einem Zeitpunkt aufgegeben worden ist, an dem er nicht abgeschickt worden sein kann. Der Absender trägt den grimmigen und gruseligen Namen *Gr... Gr...* Und morgen lässt er mich in seinem Wagen abholen, pünktlich um halb acht. Bildet der sich vielleicht ein, ich ließe alles mit mir machen?«

DAS WAR NUMMER EINS –

*und nun folgt das zweite Kapitel.*

## 2

### *Franz macht eine Fahrt durch die Dunkelheit*

*In einem Fahrzeug durch den Regen*

NUMMER EINS

Diesmal war es nicht Martin, der sich als Erster erkundigte, ob das neue Abenteuer ihres Lehrers schon begonnen habe. Marianne war ihm zuvorgekommen, als sie um Viertel vor drei beim Zeichnen saßen.

»Herr Lehrer«, sagte sie, »was stand in dem Brief?«

Franz schaute sie mit durchdringendem Blick an. Marianne sah aus wie ein Engelchen – allerdings mit einem B davor – und sie schrieb Aufsätze voller Phantasie, über geheime Schätze in noch geheimen Gängen. Ihre Schrift und ihre Rechtschreibung waren jedoch derart schlecht, dass der Brief unmöglich von ihr stammen konnte.

»Wovon redest du, Marianne?«, fragte er.

»Von dem Brief, der gestern ankommen sollte«, sagte sie. »Sie haben doch erzählt, dass ...« Sie schwieg und bekam einen roten Kopf.

Lehrer van der Steg ließ seine Blicke durch die Klasse schweifen. Alle Kinder starrten ihn an. Richtige Verschwörer sind sie, dachte er. Sie wissen mehr darüber als ich selbst – ganz bestimmt! Langsam und feierlich sagte er: »Gestern Abend kam der Brief hereingeweht – mit Blitz und Donnerschlag. Er lag auf der Fußmatte.«

Die Kinder sahen ihn an, als ob sie wirklich neugierig wären, wie es weiterging. »Ich war sehr erstaunt«, fuhr

er fort, »denn der Absender ist mir unbekannt, während er meinen Namen und meine Adresse wusste ...«

»Aber Sie sagten doch, dass er Ihnen schreiben würde«, fiel Martin ihm ins Wort. »Also müssen Sie ihn doch kennen! Ich meine ...«

»Unterbrich mich nicht, Martin«, sagte Franz van der Steg. »Ich erwartete einen Brief, das ist wahr, aber nicht diesen ...« Er schwieg, weil er nicht recht wusste, was er jetzt weiter erzählen sollte. Bisher hatte er seine erfundenen Abenteuergeschichten immer selbst in der Hand gehabt. Es wäre aber nicht nett von ihm gewesen, den echten Brief zu verheimlichen, ganz egal ob die Kinder mit der Sache etwas zu tun hatten oder nicht. Deshalb sagte er: »Wenn ich dem Absender dieses Briefes Glauben schenken soll, so habe ich ihm ebenfalls geschrieben, und zwar in der vorigen Woche. Aber genau das habe ich nicht getan.«

»Wie geheimnisvoll«, flüsterte Marianne. Ihre Augen funkelten und auf ihrer Nase saß ein Klecks grüner Farbe.

»Wer ...«, begann Martin. Er streckte schnell den Finger in die Höhe und fragte höflich: »Wer ist der Absender, Herr Lehrer?«

»Das weiß ich nicht. Er nennt sich *Gr... Gr...*« Franz drehte sich um und schrieb es mit großen Buchstaben auf die Tafel. Die Sache begann ihn zu amüsieren. »Es klingt wie *grimmig* oder *gruselig* – findet ihr nicht auch?«, sagte er. »Ich stelle mir vor, dass er ein *großer, grimmiger* Mann ist. Oder vielleicht ein *grinsender Greis*? *Gr... Gr...* ein richtiger Isegrimm.«

»Ein Gräuel«, sagte Kees.

»Ein Griesgram«, rief Martin.

»Er möchte, dass ich ihn heute Abend besuche«, fuhr Franz fort. »Er schickt seinen Wagen, um mich abzuholen – zu seinem Haus, das irgendwo im Wald liegt ... Dieser Wagen wird jedoch vergebens kommen«, fügte er in einem anderen Ton hinzu, »ich werde nämlich nicht zu Hause sein.«

Das entsprach der Wahrheit, denn freitagabends fuhr er immer in die Stadt, um Fortbildungskurse für sein Studium zu besuchen.

Aber die Kinder fanden das total verkehrt. Einfach nicht zu Hause sein, wenn man von einem grimmigen Griesgram abgeholt werden sollte, um ihm einen Besuch abzustatten – das konnte ihr Lehrer doch wohl nicht ernst meinen!

Es kostete Franz ziemliche Mühe, die Ruhe wiederherzustellen.

»Dieser Herr *Gr... Gr...* muss sich nicht einbilden, dass er mich herumkommandieren kann!«, sagte er fest entschlossen. »Wenn er mich so gerne sprechen möchte, kann er ja zu mir kommen. Dann werde ich ihm schon unter die Nase reiben, was ich von ihm halte.«

An diesem Abend steckte Franz um fünf vor halb acht seine Bücher in die Aktentasche. Kurz darauf schlang er sich den Schal um den Hals und überlegte, ob er mit dem Rad oder mit dem Bus in die Stadt fahren sollte. Es regnete immer noch und so entschied er sich für den Bus.



Dann muss ich mich aber beeilen, dachte er, sonst fährt er mir vor der Nase weg.

Als er im Flur seinen Mantel anzog, schellte es. »Ich mache schon auf!«, rief er Frau Backer zu, die in der Küche beim Spülen war. »Und dann bin ich weg.«

Vor der Haustür stand ein großer Mann in einer dunklen Jacke; er hatte den Kragen hochgeschlagen und seine Schirmmütze tief über die Augen gezogen. Von seinem ganzen Gesicht war nicht viel mehr zu erkennen als eine dicke, rote Nase. Er stand da in Sturm, Regen und Hagel und fragte kurz und bündig: »Sind Sie Herr van der Steg?«

»Ja, der bin ich«, antwortete Franz und dann sah er auf der Straße vor dem Haus ein Fahrzeug stehen – eine altertümliche Kutsche mit einem schwarzen Pferd davor.

»Es ist halb acht«, sagte der Unbekannte. »Ich komme Sie abholen.«

»Ja aber ...«, begann Franz.

Seine Wirtin rief aus der Küche: »Mach doch endlich die Tür zu! Ich werde hier weggeweht!«

»Steigen Sie ein«, sagte der Mann, drehte sich um und ging zu der Kutsche.

Franz trat nach draußen und zog die Tür hinter sich ins Schloss. Er wollte dem Unbekannten erklären, dass er schon eine andere Verabredung hatte und daher nicht mitfahren konnte. Doch der Mann gab ihm gar nicht erst die Gelegenheit dazu; er kletterte auf den Bock und zeigte mit dem langen Peitschenstiel auf die Tür des Fahrzeugs.

»Einsteigen!« Das klang wie ein Befehl.

»Ich bin doch nicht blöd!«, sagte Franz van der Steg. Aber plötzlich erwachte in ihm wieder die abenteuerliche Ader aus seinen selbst erfundenen Geschichten. Warum sollte er eigentlich nicht?

Er stieg ein und zog die Tür hinter sich zu – und da saß er nun, mit der Aktentasche voller Lehrbücher neben sich. Die Kutsche setzte sich in Bewegung – die Räder ratterten, die Pferdehufe klapperten auf dem Asphalt, der Wind piffte durch die Fensterritzen und der Regen prasselte auf das Verdeck. Das Fahrzeug schien immer schneller zu werden; es schaukelte und wackelte hin und her und innen war es stockdunkel.

»Ich bin tatsächlich von allen guten Geistern verlassen«, sagte Franz zu sich selbst. »Jetzt schwänze ich meinen Kursus und weiß nicht mal, wohin mich dieser unfreundliche Kutscher bringt.«

Durch die Fenster konnte man nicht hindurchsehen. Er versuchte, eines zu öffnen, aber es gelang ihm nicht. Eine Zeit lang blieb er still sitzen. Dann erhob er seine Stimme und rief: »He, Sie, Kutscher! Kutscher, wohin fahren wir eigentlich?«

Keine Antwort. Nur die Geräusche von Regen und Wind, von Rädern und Pferdehufen. Er begann noch einmal, an den Fenstern zu rütteln und dagegen zu schlagen. Während er sich (vergeblich) bemühte, sie zu öffnen, wurde ihm klar, dass er seine Lage keineswegs angenehm fand. Die Kutsche ging unerwartet in eine Kurve, so dass er von der Bank rutschte. Als er wieder hochgekrabbelt war, merkte er, dass die Pferdehufe nun

viel gedämpfter klangen. Sie fuhren jetzt sicher über einen unbefestigten Weg und mussten also das Dorf hinter sich gelassen haben. *Da ich etwas abgelegen wohne ...* Er hatte doch nicht etwa Angst? Natürlich nicht – er, Franz der Rote, der Held von Torelore und der Sieger über den Schrecklichen Schneemenschen!

Aber es wäre mir doch lieb, wenn ich etwas sehen könnte, dachte er. Er machte erneut den Versuch, eines der Fenster zu öffnen. Erst jetzt kam er dahinter, dass er es nach unten schieben musste; es ging schwer, aber schließlich hatte er doch Erfolg. Der Wind blies ihm um die Ohren, aber er konnte wenigstens hinaussehen.

Jawohl, sie fuhren über einen Feldweg. An der Außenseite der Kutsche hing eine Laterne, aber sie gab nur ein schwaches Licht und war in ständiger Bewegung, so dass er nicht viel erkennen konnte. Ganz deutlich sah er Felder und darüber den dunklen Himmel. Vom Dorf war nichts mehr zu sehen – kein Haus, keine Scheune, kein Bauernhof. Er lehnte sich aus dem Fenster und schrie dem Kutscher zu: »He, du da – wo fährst du mich eigentlich hin?«

Der Kutscher schien nichts zu hören; er ließ seine Peitsche knallen und das Fahrzeug fuhr noch schneller.

Franz setzte sich wieder hin. Er wurde tüchtig durcheinander geschüttelt und außerdem begann er zu frieren. Er bekam das Fenster nicht wieder zu, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als weiter hinauszuschauen.

»Eine nette Spazierfahrt«, warf er sich im Stillen vor, »in einer Kutsche, die sicher hundert Jahre alt ist. Jedenfalls sind die Federn nicht mehr die besten, und es wür-

de mich nicht wundern, wenn wir gleich ein Rad verlieren würden. Und das alles bei Nacht und Nebel ... Ach nein, es kann eigentlich nicht viel später sein als acht Uhr ...« Er versuchte sich zu erinnern, ob ihm diese Kutsche schon früher einmal aufgefallen war – aber soweit er wusste, gab es solch ein Exemplar im ganzen Dorf nicht. Sie fuhren jetzt durch ein Waldstück. In dieser Gegend gab es viel Wald; er hatte dort schon einige Radtouren gemacht. Aber es war zu dunkel, um irgendetwas wiederzuerkennen.

Das Fahrzeug fuhr nun langsamer. Er lehnte sich wieder aus dem Fenster und hatte den Eindruck, zwischen Bäumen Licht zu sehen. Sie fuhren erneut in eine Kurve, polterten durch ein Loch im Weg und kamen mit einem Ruck zum Stehen.

Totenstille ringsum, außer dem Geräusch des Regens.

»Sind wir da?«, rief Franz dem Kutscher zu.

»Noch nicht«, erklang ziemlich barsch dessen Stimme.

»Wir sind erst am Siebensprung.«

»Wo fahren wir denn eigentlich hin?«, erkundigte sich Franz.

Die Kutsche rollte überraschend noch ein Stückchen weiter und blieb dann wieder stehen. Sie hatten eine Lichtung erreicht; Franz sah dicht neben sich einen Wegweiser. »Wohin fahren wir?«, fragte er nochmals.

»Das brauche ich *Ihnen* doch nicht zu erzählen!«, gab der Kutscher unwillig zur Antwort.

Jetzt wurde Franz ernstlich böse. Er drehte am Knauf der Tür, die sich zu seiner Verwunderung sofort öffnen ließ; dann sprang er aus der Kutsche, lief zum Kutsch-

bock und rief: »Was ist denn das für eine Art und Weise, mich zu behandeln? Ich fahre keinen Schritt weiter mit, solange ich das Ziel dieser Fahrt nicht kenne.«

»Aber mein Herr!«, platzte der Kutscher los. »Jetzt machen Sie mir gefälligst nicht weis, dass Sie von nichts etwas wissen!« Er hieb mit der Peitsche durch die Luft.

Franz schaute sich um. Sie standen an einer Stelle, an der sich mehrere Wege kreuzten, und ganz in der Nähe erkannte er die Umrisse eines Hauses. Hinter einem Fenster brannte Licht.

»Wenn Sie nicht schleunigst wieder einsteigen«, sagte der Kutscher, »werden Sie klitschnass.« Das sagte er jedoch nicht aus echter Sorge, denn seine Stimme klang drohend, als er hinzufügte: »Los – ein bisschen dalli bitte, sonst kommen wir zu spät.«

Franz trat einen Schritt zurück und patschte mit dem Fuß in eine Pfütze. Zum zweiten Mal beschlich ihn ein Gefühl, das gewisse Ähnlichkeit mit Angst hatte. Er warf noch einmal einen Blick auf das Haus und sah über der Tür ein Schild aufleuchten. Es handelte sich offenbar um ein Wirtshaus; er konnte also nicht allzu weit von der bewohnten Welt entfernt sein. So sagte er entschlossen: »Ich fahre nicht weiter mit, solange ich nicht weiß, wer Sie sind und welchem Ziel wir entgegnenfahren.«

»Wie Sie wünschen, mein Herr!«, rief der Kutscher. »Wenn Sie nicht weiter möchten als zum Siebensprung, dann bleiben Sie eben am Siebensprung! Guten Abend.«

Er knallte mit der Peitsche und zog an den Zügeln. Die Kutsche fuhr dicht an Franz vorbei, so dass der

Schlamm an ihm hochspritzte, und bog dann in einen der Wege ein.

»Falls dies ein Scherz sein soll, finde ich, das geht zu weit!«, sagte Franz verärgert und starrte dem Fahrzeug nach, bis es aus seinem Blickfeld verschwand. »Mich einfach im strömenden Regen stehen zu lassen, hier am Siebensprung! Siebensprung! Ich hatte gedacht, das wäre nur ein Lied oder ein Tanz ...«

Aber zum Glück war ja das Wirtshaus da, wo er vor dem Regen unterkriechen und etwas Warmes trinken konnte. Danach musste er wohl oder übel zu Fuß nach Hause zurückgehen – aber in dieses Problem wollte er sich lieber noch nicht vertiefen.

Das Licht hinter den Fenstern bewegte sich, und während er auf das Gebäude zuing, verschwand es plötzlich. Er blieb einen Moment lang stehen; wie dunkel es auf einmal war! Das Gasthaus würde doch hoffentlich nicht geschlossen sein ... Tastend suchte er seinen Weg zur Eingangstür. Sie stand offen und er konnte ohne weiteres eintreten. Drinnen war es noch dunkler, aber wenigstens trocken.

»Hallo!«, rief er. Seine Stimme klang fremd und hohl.  
»Hallo!«, rief er nochmals. »Ist hier jemand?«

Niemand antwortete.

Franz fühlte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief. Es wurde ihm plötzlich klar, dass er sich in einem leeren Zimmer befand, in einem Raum ohne Möbel oder Menschen. Er konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, aber gerade eben hatte hier doch Licht gebrannt ...

Nein, es war nicht der Schein einer Lampe gewesen – das wurde ihm jetzt bewusst –, sondern eher einer Taschenlampe oder einer ähnlichen Lichtquelle. Also musste sich doch irgendjemand in diesem Haus aufhalten! Er spitzte die Ohren, aber das Rauschen des Regens übertönte alle anderen Geräusche.

Zögernd tastete er sich ein paar Schritte vorwärts. Er stieß an eine weitere Tür und ging in ein anderes Zimmer. Sofort stand er wieder im Regen. Nein, dieses Gebäude konnte nicht bewohnt sein; es hatte nicht einmal ein vollständiges Dach. Er ging wieder zurück in das erste Zimmer, lehnte sich an eine Wand und ballte seine Hände in den Manteltaschen zu Fäusten. Wenn dies in einer seiner Geschichten passiert wäre, hätte jetzt in irgendeiner Tasche bestimmt eine Waffe gesteckt!

Dann stockte ihm plötzlich der Atem. Über sich sah er Licht; es fiel durch die Ritzen in der Decke und schien sich auf dem Speicher zu befinden. Es bewegte sich, verschwand wieder ... und leuchtete ihm einen Augenblick später grell ins Gesicht. Er blinzelte. Gerade vor ihm befand sich eine Treppe, und dort kam jemand herunter, der eine brennende Taschenlampe in der Hand hielt.

*Mit einem Mopro auf dem Mofa*

NUMMER ZWEI

»Was machst du denn hier?«, fragte der Unbekannte, während er näher kam. Er war ziemlich klein und schwächig und er hatte einen Sturzhelm auf dem Kopf. Seine Stimme klang jung und nicht im Geringsten über-

rascht. Franz wusste jedoch mit Sicherheit, dass er ihm noch nie begegnet war.

»Ich stelle mich unter«, sagte er kurz angebunden.

»Ja, es regnet Backsteine«, sagte der andere. Er stellte sich neben Franz und schlug einige Male gegen die Wand. Ein paar Ziegelsteine rollten zu Boden.

Franz sprang zur Seite. »Pass doch auf!«, sagte er ärgerlich.

»Es wird nicht mehr lange dauern, bis der ganze Kram zusammenfällt«, sagte der junge Mann fröhlich. »He, Jan!«, rief er und formte mit der Hand einen Trichter vor dem Mund. »Bring uns was zu trinken!« Dann wandte er sich wieder zu Franz und fragte: »Du hast doch wohl nicht geglaubt, dass dies ein Wirtshaus sei?« Dabei leuchtete er ihm erneut mit der Taschenlampe ins Gesicht.

Franz fand dies äußerst unangenehm – nicht nur deswegen, weil er jetzt nichts mehr sehen konnte, sondern auch, weil er sich lächerlich vorkam. »Es ist auf jeden Fall ein Wirtshaus gewesen«, sagte er unfreundlich.

»Gewesen, ja. Die Kneipe von Turelur.«

»Von Torelore?«, fragte Franz erstaunt.

»Turelur, Jan Turelur – der Teufel und seine Hur«, reimte die junge Stimme in der Dunkelheit. »Aber jetzt ist er weg und dies ist ein Spukhaus ... eine Spukkneipe«, verbesserte er sich.

Franz trat ein wenig zur Seite, um dem lästigen Lichtstrahl auszuweichen. Der Schein der Lampe folgte ihm jedoch und die Stimme fragte: »Wer bist du eigentlich und was tust du hier?«



»Mein Name ist van der Steg«, antwortete Franz steif. »Könntest du vielleicht mal aufhören, mir dauernd in die Augen zu leuchten? Und wer bist du, wenn ich fragen darf?«

Der andere richtete die Taschenlampe auf sich selbst. Franz sah nun, dass er noch ein Junge war, ungefähr sechzehn Jahre alt. Außer dem Sturzhelm trug er eine schwarze Lederjacke.

»Und Jeans und Stiefel mit hohen Hacken«, sagte der Junge und ließ das Licht darauf fallen. Danach hielt er die Taschenlampe wieder so, dass Franz sein Gesicht sehen konnte; die Augen blickten ihn spöttisch und unverfroren an.

»Ich bin ein Mopro«, sagte er. »Ein Provo mit einem Mofa.«

»Aha«, sagte Franz. »Und wie heißt du?«

»Ich bin ein Mopro und nenne mich auch so«, antwortete der Junge. »Mein Mofa steht draußen.«

»Und was machst du hier?«

»Jetzt hast du mir meine Frage geklaut«, sagte der Mopro. »Ich hab dich zuerst gefragt. Weshalb bist du mit dieser idiotischen alten Kutsche hierher gekommen? Hast du vielleicht ein Rendezvous?« Er grinste und fügte hinzu: »Bilde dir bloß nicht ein, dass sie in diese gruselige Höhle kommen wird. Wenn die Sonne untergegangen ist, spukt es hier.«

»Mach keinen Quatsch«, sagte Franz gereizt. »Genau genommen gehen dich meine Angelegenheiten überhaupt nichts an. Aber möglicherweise gehen mich deine was an.«

»So, meinst du?«, sagte der Mopro. »Von mir aus! Du kommst mir zufällig gerade recht. Ich habe wie verrückt nach einer Schachtel Zigaretten gesucht, die ich hier liegen gelassen hatte ...«

»Und ich darf dir wahrscheinlich beim Suchen helfen?«, sagte Franz ironisch. Er glaubte kein Wort.

»Du kannst es ja mal versuchen«, sagte der Mopro. Er ließ das Licht seiner Taschenlampe durch den Raum schweifen. Dies war früher einmal die Wirtsstube gewesen, aber jetzt war alles kahl und leer, schmutzig und verfallen. »Du wirst sie doch nicht finden«, fuhr der Mopro fort. »Es sind noch drei Zigaretten drin und meine Freunde haben einen Totenkopf darauf gemalt und ihre Unterschrift dazugeschrieben.«

Der Lichtkegel hielt bei einem Loch in der Decke inne und schien auf ein Spinnweb, in dem eine große Spinne saß. »Ich bin wegen einer Wette hier«, erzählte der Mopro weiter. »Wir waren heute Mittag hier, ich und meine Freunde, und da haben sie gesagt, dass ich bestimmt nicht den Mut hätte, nach Sonnenuntergang hierher zu kommen. Ich habe mit ihnen gewettet, dass ich es doch tun würde. Zum Beweis muss ich das Päckchen Zigaretten mitbringen, das sie hier versteckt haben ... Sag mal, du hast es doch wohl nicht, oder?«

»Natürlich nicht«, sagte Franz. »Ich bin doch erst nach dir hierher gekommen.«

Über seinem Kopf tat es plötzlich einen heftigen Schlag, als ob etwas herunterfiel. Er fuhr erschrocken zusammen.

»Mensch, bist du eine Bangbüx!«, sagte der Mopro

verächtlich. »Der Sturm hat wieder mal eine Dachpfanne heruntergefegt. Musst du denn deswegen so bibbern wie ein Kaninchen?«

Franz schaute zur Decke empor. Hörte er dort Fußtritte?

Der Mopro griff nach seinem Arm. »Hör mal zu«, sagte er. »Ich muss zurück sein, ehe die zweite Vorstellung beginnt ...«

»Welche Vorstellung?«, fragte Franz.

Der Mopro sah ihn mit großen, dunklen Augen an. »Wir wollten ins Kino gehen«, sagte er, »und wenn ich gewinne, halten sie mich frei. Du kannst beweisen, dass ich hier gewesen bin; darum musst du als Zeuge mit mir gehen.«

»Warum sollte ich ...?«, begann Franz.

»Ich nehme dich mit, hinten auf meinem Mofa. So kommst du bequem per Anhalter in die Stadt. Oder hast du etwa vor, zu Fuß nach Hause zu gehen?«

»Du weißt ja nicht mal, wo ich wohne!«

»Das ist mir auch scheißegal«, sagte der Mopro. »Komm, fahr mit; wir sind in zwanzig Minuten da.«

Dieser Vorschlag war vielleicht gar nicht so dumm, dachte Franz.

Er traute dem Mopro zwar nicht so ganz, aber wenn er erst einmal in der Stadt war, konnte er bequem nach Hause kommen. Für seinen Kursus war es nun doch zu spät. Er fluchte halblaut vor sich hin.

»Was ist los?«, fragte der Mopro.

»Ich hab meine Aktentasche mit Büchern in der Kutsche liegen lassen«, sagte Franz, »nun ist dieser elende

Schuff von Kutscher damit durchgebrannt. Weißt du, wer das ist?«

»Das darfst du mich nicht fragen«, sagte der Mopro.  
»Du bist doch in dem Ding gefahren – nicht ich! Du bist vielleicht ein komischer Typ.«

Recht hat er, dachte Franz. Laut aber sagte er: »Wenn du möchtest, dass ich für dich den Zeugen spiele, solltest du dich mir gegenüber ein bisschen besser benehmen.«

»Okay, okay«, rief der Mopro und stieg auf sein Mofa.  
»Komm schon!«

Er ließ den Motor aufheulen und der grelle Lichtschein der Vorderlampe glitzerte auf dem Schleier der Regentropfen.

Franz kletterte auf den Rücksitz. Sieben Wege musste es hier geben – aber er hatte nicht die geringste Ahnung, welcher davon in die Stadt führte. Eigentlich war es ein glücklicher Zufall, dass er den Mopro getroffen hatte – wie hätte er sonst nach Hause zurückfinden sollen?

Als sie jedoch mit lautem Geknatter davonbrausten, begann er die Sache mit anderen Augen zu sehen. Und zwar nicht nur deshalb, weil er immer nasser und kälter wurde, sondern vor allem, weil er jeden Augenblick fürchtete, es könnte sein letzter sein. Der Mopro hatte einen Fahrstil ... Er raste immer schneller und schneller und schnitt sämtliche Kurven.

»Unverantwortlich«, sagte Franz vor sich hin, während er die Baumstämme an sich vorbeiflitzen sah und der Wind ihm um die Ohren pfiß. Da hatte er doch in der Kutsche eine gemütlichere Fahrt gehabt! Manchmal glaubte er, den Mopro durch das Motorengeräusch hin

singen zu hören; dem schien es also Spaß zu machen. Das sieht ihm ähnlich – er will mir Angst einjagen, dachte Franz van der Steg. Doch der Held von Torelore biss die Zähne zusammen und murmelte grimmig und entschlossen: »Aber das wird ihm nicht glücken!«

Trotzdem atmete er erleichtert auf, als sie einen asphaltierten Weg erreichten, an dessen Rand ein Schild stand, das die Höchstgeschwindigkeit anzeigte. Der Mopro gab nun weniger Gas (obwohl er zweifellos über der Höchstgeschwindigkeit blieb) und rief über die Schulter hinweg: »Noch nicht mal zehn vor neun auf der Kirchturmuh! Ich habe meinen Rekord gebrochen!«

»Und dabei nicht mal den Hals mitgebrochen!«, rief Franz zurück. »Herzlichen Glückwunsch!«

Kurze Zeit darauf fuhren sie in die Stadt hinein und gegen neun Uhr stoppten sie vor einer Frittenbude. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, befand sich ein Kino; dort standen ein paar andere Mopros herum. Einer von ihnen sah den Mopro und ließ einen schrillen Pfiff hören.

»Sind das deine Freunde?«, fragte Franz.

»Der Hauptfilm hat noch nicht angefangen«, sagte der Mopro abwesend. »Ich esse jetzt erst mal eine Portion Fritten. So ein Sauwetter! Komm mit.«

Jeder von ihnen nahm eine Portion Pommes frites. Franz wischte seine Brille sauber; dann setzte er sie wieder auf und betrachtete den Mopro aufmerksam. Jetzt konnte er ihn zum ersten Mal richtig sehen. Auch der Mopro sah ihn forschend an. Dann sagte er: »Wart mal eben hier auf mich«, und ging weg.

Franz sah, dass er die Straße überquerte und mit den Mopros sprach, die vor dem Kino standen.

»Zwei Portionen«, sagte der Inhaber der Frittenbude, »das macht zwei Mark sechzig.«

Franz bezahlte, und als er wieder aufblickte, war vor dem Kino kein Mensch mehr zu sehen. Er wartete ein paar Minuten, dann ging er ebenfalls auf die andere Straßenseite und betrat den Kassenraum des Kinos.

Der Mopro und seine Freunde waren nicht mehr da. Nur der Kassierer schaute ihn erwartungsvoll an und fragte: »Eine Karte gefällig, junger Mann?«

»Nein, vielen Dank«, sagte Franz. »Ich warte nur auf jemand.« Er stellte sich so hin, dass er die Frittenbude im Auge behalten konnte, und blieb eine Weile dort stehen. Das Mofa stand noch da, aber der Mopro tauchte nicht wieder auf. Aus dem Kinosaal kamen nun die eindrucksvollen Klänge eines Orchesterstückes herübergeweht; zweifellos ein Zeichen, dass jetzt der Hauptfilm begann.

Franz ging zum Kassierer und fragte: »Sind hier eben vielleicht ein paar Jungen hereingegangen, die ... eh ... wie Mopros aussehen?«

»Das ganze Kino sitzt zurzeit voll mit Mopros«, sagte der Kassierer traurig. »Ich bin selbst Vater, junger Mann – aber ich werde meinen Kindern niemals erlauben, dass sie an einem normalen Abend in die zweite Vorstellung gehen. Und wenn sie jemals ein Mofa oder ein Motorrad kriegen sollten, will ich nicht, dass sie ziellos damit durch die Gegend knattern. So ein Ding ist doch dazu da, um einen irgendwohin zu befördern; fin-

den Sie nicht auch?« Seine Miene hellte sich auf, weil er nun einen Gesprächspartner hatte. »Ich hab hier zwar meinen Job«, sagte er, »aber glauben Sie, ich sähe mir jemals einen Film an? O nein! Ich bin für eine gesunde Entspannung. Für Camping zum Beispiel. Ein Zelt mitten im Wald, weit entfernt von der bewohnten Welt, das ist das Richtige! Aber dazu ist die Jugend von heute zu lahm und bequem ...«

Franz hörte ihm eine Zeit lang zu und hielt währenddessen Ausschau nach dem Mopro, obwohl er mit Sicherheit annahm, dass dieser nicht wieder auftauchen würde. Vermutlich saß er mit seinen Freunden im Kino und sah sich den Film an.

Du glaubst doch nicht etwa, dass ich so lange auf dich warten werde!, sagte Franz in Gedanken; er war sehr verärgert. Die Tüte Fritten sei dir gegönnt, als Gegengabe fürs Mitnehmen. Aber im Übrigen kann ich gut darauf verzichten, dich wieder zu sehen – du unverschämter Flegel!

Er sagte dem Kassierer Auf Wiedersehen und ging zu der nächstgelegenen Haltestelle seines Busses. Er war durch und durch kalt und nass und außerdem sehr unzufrieden mit sich. In seinen selbst erfundenen Geschichten wäre dieser Abend völlig anders verlaufen. Nur könnte ich mir nicht vorstellen, wie!, dachte er.

DAS WAR NUMMER ZWEI –

*und nun folgt das dritte Kapitel.*